

Am Rand

Präsident Roosevelt hat lehrhaft, wie berichtet wurde, den Befehl gegeben, irgend einer auswärtigen Regierung im gewöhnlichen Arbeitsbereich empfangen, statt im Galakleid, hat ihm eine Zigarett angeboten und dann mit ihm den geschriebenen Text der offiziellen Ansprache ausgetauscht, die bei diesem Anlaß hätten gehalten werden sollen, aber nicht gehalten worden sind, weil beiden Herren ihre Zeit zu gut dafür war. Könnte eine derartige Rationalisierung des Amtsbetriebes nicht auch in unserer „Weißen Haus“ von Nutzen sein? Sollte nicht vor allem eine Anstrengung gemacht werden, um die bloßen Repräsentationspflichten der höchsten Magistraten auf ein zu verantwortendes Maß herabzusetzen? Es ist ja fast unheimlich, was da unseren Bundesräten alles zugemutet wird. Wenn irgendwo ein Kongreß ist (ein bürgerlicher natürlich; an einem sozialistischen oder Arbeiterkongreß hat man — mit ganz vereinzelten Ausnahmen — noch nie einen Bundesrat gesehen), ein Jubiläum gefeiert, eine Ausstellung eröffnet, eine Baute eingeweiht wird, so muß einfach ein Mitglied der Landesregierung dabei sein und die obligate Begrüßungsansprache halten, gemüht mit tiefstinnigen staatsmännischen Weisheiten. Anders geht es scheint nicht. Und für die Mitglieder der kantonalen Regierungen, der Stadt- und Gemeinderäte gilt das nämliche. Haben all diese Beamten nicht Wichtigeres zu tun, als sich von Bankett zu Bankett schleppen zu lassen und dem Volk zu zeigen, daß sie wirklich und leibhaftig auch noch da sind? Was man in Friedenszeiten solche Gewohnheiten pflegen, wenn es einem Spaß macht; in dieser Kriegszeit, wo die Zeit der Bundes-, Regierungs- und Stadträte nicht nur Geld ist, sondern viel mehr, wüßte es zum Unfang aus. Wir empfehlen die Nachahmung des Beispiels von Roosevelt.

Die Freiburger „Liberté“ regt — wieder einmal — die Schaffung eines eidgenössischen Departements für Sozialpolitik an. Sozialpolitische Fragen dürften nicht einfach als Anhängel der wirtschaftspolitischen behandelt werden, sondern müßten ihrer selbständigen Bedeutung gemäß eine sorgfältige Bearbeitung finden. Und außerdem sei das Volkswirtschaftsdepartement längst viel zu groß, als daß die sozialen Probleme mit der wünschenswerten Gründlichkeit studiert werden könnten. — Was nur zu richtig ist. Und wenn man vollends sieht, mit was für einer inneren Haltung etwa Bundesrat Stampfli, der von der Großindustrielle herkommt und seine Haut nun eben auch nicht abstreifen kann, an die Lösung der sozialpolitischen Fragen herangeht, dann hat man dreifach das Gefühl, daß dies ein unmöglicher Zustand ist. Nur würde mit einer Neuverteilung der Departemente, die außerdem unliebsame Störungen mit sich brächte, jetzt nicht viel gewonnen. Aber daß bei der kommenden Staatsreform auch die Forderung nach einem eigenen Sozialministerium verwirklicht werden muß, das ist allerdings fast selbstverständlich. Andere Staaten sind uns darin übrigens längst vorangegangen.

Professor J. Marbach hat kürzlich in einer Studie über „Vollbeschäftigung“ gemeint, Vollbeschäftigung liege dann vor, wenn die Zahl der Arbeitslosen in den saisonmäßig günstigeren Monaten 15,000 nicht oder nicht wesentlich übersteigt. In ein bürgerliches Blatt bemerkte dazu, auch die begeisterten Anhänger des Vollbeschäftigungsziels könnten sich mit dieser Auffassung vollkommen einverstanden erklären. — Wirklich? Uns kommt die Zahl von 15,000 registrierten Arbeitslosen immer noch als abnormal hoch vor. Dies besonders wenn man sich vergegenwärtigt, daß außer den amtlich festgestellten Arbeitslosen noch manches Tausend tatsächlich Verdienstloser die Wirtschaft belastet. Von den Teilzeitarbeitslosen und den unterbeschäftigten Gewerbetreibenden und Angehörigen freier Berufe gar nicht zu reden. Und in den Wintermonaten dürften nach Marbach weitere Tausende von unbeschäftigten Menschen dazukommen, ohne daß darin etwas Aufregendes liegt zu sehen wäre? Nein, da werden viele unter uns einen anderen Begriff von Vollbeschäftigung haben. Bis auf einen unbeachtlichen Rest sollten wirklich alle Arbeitsfähigen und Arbeitswilligen in einer gesunden Wirtschaft ihren nützlichen Platz finden; alles andere zeigt eine Erkrankung des Wirtschaftskörpers an, die als unvermeidlich, ja normal hinzunehmen wir uns weigern.

Die 14 amerikanischen Flieger, die nach der amtlichen Mitteilung „infolge des Eingreifens unserer Flab und der Aktion der deutschen Luftwaffe“ über schweizerischem Boden abgeschossen wurden, sind in Ragaz festgehalten worden, wobei nach einer Zeitungsmeldung „voran ein Bataillonsspiel und ein Zug eines Territorial-Bataillons“ marschierte. War das wirklich nötig? Ja, wenn es sich nur um die deutschen Jäger abgeschossenen Amerikaner gehandelt hätte, dann wäre es am Platze gewesen, ihnen durch Abordnungen der Armee die letzte Ehre zu erweisen. Aber selber (in Ausübung einer besonnenen Pflicht) diese Menschen töten und

dann im Trauergeleit mitmarschieren — das stößt doch einfach das menschliche Gefühl. Man weiß ja wohl, daß zwischen Militärs, die sich vorher auf Leben und Tod bekämpft haben, nachher etwa einmal wieder sehr „herzliche“ Beziehungen stattfinden, wie wenn nichts geschehen wäre; aber gegen diese rein sportliche Auffassung läßt sich eben gerade das natürliche Empfinden. Ich stelle mir auf jeden Fall vor, daß die Amerikaner, die in Ragaz ihren Landsleuten das Totengeleit gaben, ihre eigenen Gedanken über die Art und Weise dieser Bestattung gehabt haben, auch wenn sie selbstverständlich, aus Höflichkeit, keine Einwendung dagegen geäußert haben.

Der freisinnige „Genevois“ erwärmt sich wieder einmal — die Wahlen stehen vor der Tür! — für die Altersversicherung. Mit bloßer Fürsorge sei es nicht getan. „Die Menschen... wollen ihr Recht; sie wollen Sicherheit; sie wollen die Versicherung. Wer sie ihnen verweigert, wird verachtet; wer sie ihnen grundfänglich verweigert, aber darüber phingig disskutiert, um ihre Verwirklichung hinauszuverschieben, wird das gleiche Schicksal erfahren.“ Dann steht es aber mit dem Freisinn bösl

Lesefrüchte des Wochenendes

Sadismus in der Behandlung von Emigranten

Gelangt der Emigrant über die Grenze, so wird er, man behauptet es wenigstens, behaftet und einer dreiwöchigen Quarantäne unterworfen. Dagegen ist nichts einzuwenden. Hernach wird er den Arbeitslagern zugeleitet. Dies besonders dann, wenn er, was vielfach der Fall ist, mittellos ins Land kam. Nun sind wir alle der Meinung, und es besteht dafür auch volles Verständnis bei den Emigranten selber, daß sie den Schutz, den wir ihnen bieten, durch ihre Mühseligkeit einigermaßen verdienen sollen. Dazu ist das Lager aber nicht das tauglichste Mittel.

Das Lager sollte höchstens ein Sieb sein, eine Durchgangsstation. Leute von Bildung, in der nächsten Liebe nicht gar allzu unbeholfen, begabt mit vorurteilsloser Menschenkenntnis, sollen in der Lagerzeit die Emigranten auf ihre besten Fähigkeiten, mit denen sie uns am meisten nützen könnten, und auf ihre Eignung für ein bestimmtes Milieu prüfen. Nach diesem Prüfungsergebnis sollten die Emigranten lagerentlassen und den Gemeinden zugewiesen werden, je nach Größe der Gemeinde ihrer mehr oder weniger. Die Intellektuellen wird man nur in den Städten und größeren Ortschaften verwenden können. Gewerlich und landwirtschaftlich Verwendbare aber sind übers ganze Land verteilbar. Manche Handwerker sucht vergebens alle Arbeitsämter nach einer Ausnahme, als findet keine. Aber eine Umfrage im Lager der Emigranten brächte ihn sofort aus der Verlegenheit und den andern aus der Gefangenschaft; denn als etwas anderes ist auf die Dauer das Lagerleben nicht einzuschätzen. Das glaubt der Kaduch, daß es zum „Problem“ wird, 60 000 — und, vielleicht mit der Zeit sogar 100 000 Flüchtlinge in Lagern einzusperrern. Statt aber wegen dieses „Problems“ zur schon früher geliebten Härte in der Aufnahme an der Grenze als zu einer selbstkonstruierten Folgegedrungenheit zurückzukehren, soll man eben von diesem „Problem“ abbrechen und den Konzentrationlagerfimmel, der nie schwächer war, der eine lands- und landsgeistreiche Nachsicht ist und unsere ganze Vphtrechtsgewährung in dauernden Verzug bringt, endgültig fallen lassen. Erweisen die Leute im Aufanglager sich auf irgendeinem Gebiete für brauchbar, ergibt sich, daß sie ehrlichen Sinnes und Denkens sind und keinen Ideenhubigen, die sich gegen die Grundlagen unserer Gemeinschaft richten, gut, so hinaus in die Gemeinden, dorthin, wo man sie brauchen kann. Im Lager werden auf die Dauer sie Halben verdrückt. Sie verfallen der typischen Lagerpsychose, der Neurasenie, und es braucht dann nur noch — was auch vorkommen soll — einen im Umgang mit Menschen nicht allzu feinen Lagerleiter, dem jegliches Genie des Herzens abgeht, so gibt's Konflikte, „Insubordinationen“, Straferfahrungen in Justzhäuser für ehedare und rechtschaffene, unglückliche Menschen und unsere ganze Vphtrechtswohltat bringt sie mit unheilbarer Paranoia lebenslanglich ins Irrenhaus. Die meisten haben an seelischen Erschütterungen bereits vor der Flucht zu uns so viel innerlich durchlitten, daß sie eines ausgeglicheneren Milieus unter Menschen mit gesunden Nerven und aufrichtigem Wohlwollen zu ihnen hin bedürfen, wie die keineswegs aufschüttslose Verteilung unter Volk ihnen dies gewährt.

Es gibt doch nichts Sinnwidrigeres, geistig Unhygienischeres, als katastrophenscheiterte Menschen noch zusammenzusperrern, daß des einen sein Elend noch sich mit dem des andern summiert und das dunkle Verzweifeln in der ganzen Gemütslosigkeit des Lagerbetriebs alle ersticht. J. B. Ruch.

Idealisten und Materialisten

In Sachen Stellenbesetzung, Postenergatterung und Vorteilen ist der idealistische Freisinn materialistischer

Denn schließlich tut der ja seit Jahr und Tag nichts anderes, als (zu Agitationszwecken; siehe seinen letzten schweizerischen Parteilang in Gen) die Altersversicherung „grundfänglich“ zu verprechen, ihre Verwirklichung aber zu hintertreiben. Ja, der „Genevois“ setzt sich sogar selbst dem Schein aus, als mache er dieses Spiel mit, wenn er fortfährt: „Die Schweizer haben politische Reife und Verständlichkeit genug, um zu begreifen, daß wir heute eine andere Versicherung brauchen, diejenige, die der Grenzschutz gewährt. Aber der Krieg dauert nicht ewig. Schon heute können, müssen wir die Zukunft vorbereiten.“ Sieht das nicht wieder einer Verdrückung auf eine unbestimmte Zukunft gleich wie ein Ei dem anderen? Nein, jetzt ist die Zeit zum Handeln da. Die Altersversicherung jetzt verbindlich beschließen — was für eine Stärkung des nationalen Zusammenhalts würde das bedeuten! Und der Freisinn, der im Bundesrat die Mehrheit hat, hätte es in der Hand, diese Tat zu vollbringen! Warum tut er es nicht? Vielleicht überlegen sich das bis zu den Wahlen doch noch einige Bürger. Und ziehen diejenige Folgerung, die der „Genevois“ ihnen nahelegt. Rotstift.

Was ist denn die Idee?

Die Behauptung der Zürcher Dissidenten, „unabhängigen Unabhängigen“, sie wollten der Idee des Landesstrings treu bleiben, ist eine Selbsttäuschung. Was ist denn die Idee? Man lehnte sie ja, als es noch ohne ging, bewußt ab, rief einzig und allein nach Tat und Männern. Die Männer sind geblieben, aber sie gehen alle ihren eigenen Weg. „Basler Nachrichten.“

Berlin

trägt einen lauten Optimismus zur Schau, der sich in einem Mißverhältnis zur seelischen und geistigen Verfassung der Mehrheit des deutschen Volkes befindet. Wir fanden nach niemals in der Geschichte einer so tödlichen Gefahr gegenüber wie heute“, schrieb Dr. Gobbels vor kaum einer Woche in der Zeitschrift „Reich“. Wenige Tage später schon wird aus einer anderen deutschen Quelle, die ihre Weisungen ebenfalls aus dem Propagandaministerium bezieht, behauptet, daß der deutsche Rückzug im Osten nichts anderes als ein „großer strategischer Gewinn“ sei. Die strategische Situation sei zu Beginn des Winters außerordentlich günstig, man könne die deutschen Fronten nunmehr konzentrieren und habe die Genugtuung, daß die russische „Generaloffensive“ abgebrochen worden sei. Auch im O.K.B. weiß man, welche Opfer die deutschen Armeen im Osten seit dem 5. Juli dieses Jahres, dem Tage, da die von Hitler befohlene Großoffensive gegen Kursk begann, bringen mußten. Vor allen Dingen aber weiß man im O.K.B., daß der Rückzug an den Dnepr keine Verhärzung der Ostfront gebracht hat. „Arbeiterzeitung“, Schaffhausen.

Im Mittelpunkt des europäischen Interesses

steht heute Dänemark. Was dort neuerdings an Judenverfolgungen vor sich geht, ist freilich nichts Neues, wird sogar aller Wahrscheinlichkeit nach zurückbleiben hinter den Geschehnissen in Polen, aber es ist doch aus verschiedenen Ursachen von besonderer Bedeutung: Einmal ist das ganze Vorgehen praktisch und politisch so durchaus unerklärlich, daß selbst die deutsche Propaganda demgegenüber stumm bleibt. Sicherheitsbedürfnis kann es nicht eingeben, Prestigebedürfnis mußte davon abstrahieren. Es bleibt nur die Erklärung irrationaler Resentimentskomplexe — wir drücken uns jensurgenmäßig aus — in der Pflanze eines mit unbeschränkter Macht ausgestattet. Die weniger jensurgenbarte schwebische Presse spricht von „den Bögenopfern einer Pseudoreligion, welche den Ritualmord als Kult pflegt.“ „Thurgauer Arbeiterzeitung.“

Rußland

hat in seinem Vormarsch nach Westen keine „Schlammpanne“ eingelegt; die von Deutschland angekündigte „Ertarrung der Ostfront“ war von kurzer Dauer. Es scheint, daß bei den Verbündeten Russlands darüber einige Beunruhigung herrscht. Der einzige, der sich nicht beunruhigt, ist Dr. Gobbels. Der deutsche Rückzug wird der Welt, die auf die deutsche Kreuzzugsparole nicht reagieren wollte, die „Erkenntnis der bolschewistischen Gefahr“ endlich näher bringen. Denn „diese Erkenntnis“, erklärte er in seiner Entendankrede, „wächst mit ihrer Nähe und nimmt mit ihrer Entfernung wieder ab.“ Es steht also zu hoffen, daß in den neutralen Ländern und auch in einzelnen Teilen des westlichen Feindlagers dieses Problem in Zukunft etwas nüchterner und realistischer gesehen werden wird, als das der Fall war, als wir an der Wolga kämpften.“ Das Echo auf die letzten

deutschen Maßnahmen in Dänemark, nicht nur in den wenigen noch neutralen Ländern, sondern sogar in Finnland, hat diese so oft enttäuschte Hoffnung wiederum enttäuscht, und die Völker des besetzten Europa kommen schon deshalb nicht dazu, die „bolschewistische Gefahr“ zu sehen, weil ihnen der deutsche Erfolg die Aussicht verdeckt. So sammelt kaum eine Woche nach dieser Entendankrede Dr. Gobbels seine Gefühle im „Reich“ in einem Stoßfeuer, der geradezu das Schlüsselwort zur Lage des Dritten Reiches bildet: „Deutschland verteidigt einen Kontinent, der es gar nicht verdient...“ „St. Galler Tagblatt.“

Aus der Nachbarhaft

Feder in Liechtenstein. Am Sonntagnachmittag fand in Vöden in Liechtenstein die Feier des Abschlusses der Binnenkanalarbeiten statt. Daquwaren das Fürstenpaar, der Landtag, die Regierung, die Gemeindevorsteher, die Funktionäre, die beim Bau des Kanals in leitender Stellung waren, und über 2000 Personen erschienen. Landtagspräsident Pfr. Frommelt hielt eine Ansprache, in der er über die Entstehung des Kanals sprach und einen Gedenkstein enthüllte. Der Fürst dankte allen, die an diesem Werke gearbeitet haben. „Es ist dies“, so führte er u. a. aus, „vor allem Dr. Joseph Hoop, der als Chef der Regierung den Mut hatte, in schwerer Zeit beim Volk den Bau zu befürworten, der die Sorge für die Finanzierung übernahm und sie erfolgreich zustandebrachte.“ Der Bau des für Liechtenstein großen Werkes erfolgte auf Grund einer Volksabstimmung vom 4. Dezember 1930, bei der 1469 Ja und 616 Nein eingelegt wurden. Der Kanal hat eine Länge von 24 Kilometer, kostete annähernd fünf Millionen Franken und schafft mit seinen Anwässern die Möglichkeit, eine Fläche von 112 Quadratkilometern zu entwässern.

Kleine Zeitung

Herbst im Zoo. Aus dem Zürcher Zoo wird berichtet: Noch übertrah die Herbstsonne die Gefilde und erzeugt bei uns eine angenehm gebogene Stimmung. Der Zoofreund stellt bei seinem Rundgang durch den Garten mit Verdrückung fest, daß trotz Krieg, Rationierung und teilweiser Futterknappheit unsere Zoopflanzung sich in besser Verfassung präsentiert. Tiger, Löwen, Eis- und Braunbären, Leoparden und Wölfe sind gut im Fell und Muskulatur. Und das, trotzdem auch bei ihnen die Kriegszeit besondere Maßnahmen nötig machte. Wenn bis zu Kriegsausbruch unsere Fleischfresser im Zoo ausschließlich mit bankwürdigem Fleisch genährt werden konnten, müssen sie heute mit dem Bockfleisch nehmen, was nicht mehr für den menschlichen Konsum freigegeben wird. — Auch die großen Heuschrecken haben vorläufig nichts zu klagen. Sie erhalten bis jetzt eine ausreichende Ration Heu, müssen aber auf Heuzugabe gänzlich verzichten. Unre Elefanten haben früher zu ihrer Tagesration von 25 Kilo Heu nebst Kleie noch eine recht ansehnliche Portion hartes Brot zugegeben bekommen. Seit der Brotrationierung hat die Brotzugabe aber aufgehört. Darum sind die beiden Dicksäuter dankbar, wenn ab und zu ein mitfühlender Besucher eine Brotkrume darreicht. — Immer noch leidet der Zoo unter der Mordlust der Welle. Seit die kleinen Käuberherde sojener unerfahre Welle angefallen haben, sind ihnen ein junger Faw und etliche Jungkaninchen zum Opfer gefallen. Auch abnormer wird ein außerordentlich zahlreiches Vorkommen von Wiefeln beobachtet, was wohl mit dem milden Winter und dem guten Räuferjahr in ursächlichem Zusammenhang stehen wird.

Ein heute seltener Tod. Bei einem unlängst durchgeführten Übungsschützen mit Degen im Schöße eines Basler Frechtclubs wurde der 33jährige Fritz Buser-Dodel so unglücklich von der Waffe seines Gegners getroffen, daß sie ihm die Lunge durchbohrte. Der Verunglückte ist an den Folgen dieser schweren Verletzung im Bürgerhospital gestorben.

Bei Gliederichmerzen, Rheuma

Nervenschmerzen, Kopfschmerzen wirken Juridin-Qualtabletten hervorragend. Juridin wird auch Sie wieder gesund machen, Ihnen Lebensfreude und Arbeitsfähigkeit geben. Es wirkt in hohem Maße als inneres Antiseptikum. Keine Nebenwirkungen, was neben dem niedrigen Preis ein besonderer Vorteil ist. 40 Tabletten Fr. 2.—. Erhältlich in allen Apotheken. — Biochemische Laboratorien A.-G., Zürich 6.

22 Attentat in Paris

Roman von Marika Stiernstedt.

Copyright by Bormann-Flöcher Verlag Stockholm

Hier war sie oft und oft gewesen in der, wie es ihr jetzt schien, so glücklichen Zeit vor nur wenigen Jahren. Sie war hier zu Hause gewesen, und das Gefühl des Heimlichseins hatte sie am vergangenen Abend wieder gehabt, zusammen mit Leutnant Bredow.

Oh, es war schön, sich plötzlich daran zu erinnern, sich an das nette Gesicht, an seinen lebhaften Ausdruck zu erinnern, während er durch alle Fragen hindurch sie selber suchte — entschlossen, nicht nachzugeben, das hatte sie wohl gemerkt und daran ihren kleinen Spaß gehabt.

Aber jetzt machte es ihr warm. Im Kaffeehaus bestellte sie aufs Geratewohl ein Getränk und setzte sich an irgendeinen Tisch, mitten im Lokal, an den ersten freien Tisch, an dem sie vorbeikam. Jean war nicht sichtbar. Die Tische rings um sie waren zum größten Teil besetzt, vorwiegend von Angehörigen der Okkupationsarmee — das war hier zurzeit das Gewöhnliche. Sie sah niemanden an, aber trotzdem entging es ihr nicht, daß die Blicke sich ihr zuwandten. Sie hörte Schritte neben sich, jemand blieb bei ihr stehen, und sie mußte aufschauen.

Es war Leutnant Jodl, der die Hacken zusammenstülpte und steif mit dem Kopf nickte, ohne ihr die Hand zu reichen.

„Madame sind allein? Darf ich mich einen Augenblick niedersehen?“

„Ich muß gleich wieder fort.“ Gleichwohl ließ er sich nieder, winkte einen Kellner herbei und machte eine Bestellung.

„Hierher oder auf Monsieur's früheren Tisch?“

„Hierher.“

Und da Lisa gleichzeitig zu verstehen gab, daß

sie zu bezahlen wünschte, scheuchte er den Kellner mit einer Handbewegung fort.

„Nicht so eilig“, bat er. „Sie dürfen mir schon ein paar Minuten gönnen, es wäre wirklich freundlich von Ihnen. Ich habe seit fünf Uhr früh angestrengt gearbeitet und alles in allem zwei Stunden geschlafen. Ich hatte einen ganzen Haufen Papiere durchzusehen — ich bin erst vor kurzem hergekommen und muß mich noch über vieles informieren.“

„Das interessiert mich nicht besonders“, sagte sie. „Bedaure.“

„Ich bedaure es auch. Sie kennen vermutlich den Oberkellner hier, Cerise, das flinke Kerlchen, das bei allen so beliebt ist? Sie wohnen ja unter einem Dach mit ihm.“

„Kann Sie das interessieren?“

„Kolossal“, sagte er. „Ich habe ihn nämlich heute morgen wegen des gestrigen Attentats vernommen. Wußten Sie das nicht?“

„Was weiter?“ sagte sie.

„Unser Freund Cerise verwickelte sich in Widersprüche. Haben Sie nicht vielleicht etwas Aufregenderes an ihm bemerkt?“

„Wenn Sie auch mich zu verdrören wünschen, so würde ein anderes Lokal sich besser eignen“, sagte sie.

„Ich bitte um Vergebung, Berechtigte, ich erscheine Ihnen vielleicht taktlos“, sagte er mit einem Lächeln, daß die Wadenmuskulatur die runzligen Augenfalten gegen die Augen hinausschob, was ihm den Ausdruck einer makabren Schalkhaftigkeit verlieh. „Sie müssen begreifen, daß dieses Attentat ein unerhörtes Ereignis ist“, fuhr er ernster fort. „Man ist höheren Orts äußerst aufgebracht, das müssen Sie verstehen, es muß alles getan werden, um Klarheit zu gewinnen und die Schuldigen exemplarisch zu bestrafen.“

„Die Schuldigen? War es mehr als einer?“

„Was das betrifft, so können es hundert gewesen sein“, sagte er.

„Hunderttausend“, sagte sie. „Ja, wahrscheinlich. Ober noch mehr. Und überall.“

„Wir wissen recht gut, daß wir Feinde haben“, nahm Jodl den hingeworfenen Handschuh auf. „Das ist jedoch unsere geringste Sorge und kann uns an der Durchführung der gigantischen Aufgabe, die uns die Vorsehung anvertraut hat, nicht hindern.“ Das Wort „Vorsehung“ sprach er ganz tief in der Kehle aus. „Uns“, wiederholte er. „Unserem Volk. Meinem Volk“, sagte er mit einem unvermittelten Pathos hinzu. „Wir sind fürchterlich kühl und sachlich, merken Sie sich das.“

„Wie lange?“

Aber er rückte nur seinen Stuhl um Daumenbreite näher. Lisa ließ den Blick von seinem schmalen Gesicht, dessen Teint bei einem Soldaten, der im Freien lebte, frischer hätte sein sollen, hinuntergleiten zur linken Seite des Waffensacks, die eine Auszeichnung trug, und zwar keine von den alltäglichen. Die Uniform war ziemlich unsauber. Jodl lehnte sich mit dem einen Arm auf den Tisch und gegen Lisa, womit er der Situation eine Nuance von Vertraulichkeit gab. Sein halbgeleertes Glas hielt er mit der einen Hand, einer breiten großen Hand, die für seine schwächliche Gestalt eher zu groß war. Am Handgelenk krochen ein paar kurze, dunkle Haarbüschel unter dem Lederriemen der Armbanduhr hervor. Lisa spürte einen ungesunden Geruch. Alles an ihm flößte ihr Widerwillen ein.

Aber ich schieb meinen Stuhl nicht zurück, dachte sie. Dann bildet er sich ein, daß ich von seiner Annäherung Notiz nehme.

„Hören Sie“, sagte er, „ich bin Ihnen nicht sympathisch, das ist klar. Sie kennen mich ja nicht, Sie ziehen vielleicht vorzeitige Schlüsse, wer weiß! Sie sind eine intelligente Person, Madame D'Hoffon, und Sie arbeiten seit mehreren Jahren in einem Beruf, der Umsicht und Aufmerksamkeit erfordert. Diese Art Menschen gehört zu uns, denn wir verstehen es, aus ihnen etwas zu machen. Begreifen Sie das nicht?“

Wo will er hinaus? dachte sie. Ich war einmal in einer Gesellschaft wo jede Nacht Poker gespielt

wurde. Auf dem Tisch lag ein Revolver und manchmal, wenn der verdächtige Finne dabei war, auch ein Messer. Jeder Bluff war erlaubt — wir waren damals alle miteinander ein bißchen verdächtig. Wir saßen da und warteten auf eine Schiffsalage, und jede Nacht gab es Fliegeralarm. Ich kenne seinen Gesichtsausdruck wieder von jenen wilden Pokerpartien: Bluff!

„Ich war bis vor ganz kurzer Zeit in Prag“, sagte Leutnant Jodl, wobei er seinen Blick nachdenklich, beinahe melancholisch zu Boden senkte. „Harte Arbeit, kaum eine Nacht, in der ich mehr als drei, vier Stunden schlafen konnte. Für einen jungen Menschen geht das ja, aber nicht auf die Dauer. Ich bin jung“, schob er ein und bekam einen Glanz in die Augen mit dem gelblichen Weiß, „ich bin jung, und ich gebe zu, daß ich ehrgeizig bin. Ich will vorwärts, ich komme aus einem armen Heim. Einem Menschen mit Energie hat das Leben in unserer Zeit viel zu geben. . . . Aber manchmal denke ich: wogu ist das alles gut? Kann ich der Einfamkeit, der Ver kümmerung entrinnen, wird es nicht eines Tages mit mir Schluß sein?“

Bluff! dachte sie.

„In solchen Tagen“, sagte er, „sieht man sich nach anderen um, nach einem einzigen Menschen, mit dem man sympathisieren kann, mit dem man sprechen, dem man sich anvertrauen kann. . . . Ich sehe etwas nonchalant da, wie es sich wohl in Gesellschaft einer Dame nicht gehört“, sagte er, „verzeihen Sie, ich stütze den Ellbogen auf den Tisch. Aber das hängt mit einer komplizierten Schulterverletzung zusammen, die mir seit zwei Jahren Schmerzen verursacht.“

„Sagen Sie, wie es Ihnen paßt“, sagte Lisa.

„Sagen Sie“, bat er, was haben Sie eigentlich gegen mich? Glauben Sie nicht, daß ich ein Mensch bin wie jeder beliebige Ihrer Freunde, mit Sorgen, traurigen Stunden und bitteren Enttäuschungen? Wollen Sie mir nicht erlauben, Ihr Freund zu werden? Denken Sie nicht schlecht von mir, denken Sie gut von mir, Sie wissen ja noch nichts von mir.“

Zur Schulreform

Ein Fachmann der Lehrerbildung meldet sich zum Wort

Arthur Frey, Volksschulunterricht im Sinne Pestalozzis. Nach einem Konferenzvortrag. 47 Seiten. Kommissionsverlag der A.Z.-Presse, Aarau. Brosch. Fr. 1.—.

Es ist wirklich jetzt eine Freude, die pädagogischen Neuerungen der Schweiz zu verfolgen. Denn eine ist immer kühner und geht auf immer Wesentlicheres als die andere. „Bemunft fängt wieder an zu sprechen, und Hoffnung wieder an zu blühen.“ Wahrheiten können geltend gemacht, Forderungen erhoben, Richtlinien aufgestellt werden, die so selbstverständlich sind, daß man ihre Vertreter noch vor wenigen Jahren als unheilbare Reaktionsäre gebannt hätte. Denn die bisher fast allgemein herrschende Ansicht, daß die Lehrlinge der deutschen Schulreformer, die ja auch bei uns in weitem Umfang durchgeführt worden sind, ohne Einschränkung fortschrittlich und erzieherisch förderlich seien, beginnt langsam ins Wanken zu geraten. Und man hat fast den Eindruck, daß der deutsche Schulmeister, der bekanntlich die Schlacht bei Königgrätz gewonnen haben soll, nun die bei Stalingrad um so gründlicher verloren habe.

Nach Max Groß (27. Jahrbuch des Kantonalen Lehrervereins St. Gallen, 1943, — siehe Nr. 204 der „Volksstimme“ vom 2. September 1943) meldet sich der Seminarlehrer von Bettingen, dessen Zofinger Vortrag seinerzeit von sich reden machte, zum Wort. Und er tut es auf außerordentlich sympathische Weise, in einem vorbildlich klaren und lauberen Stil, von dem mancher Berufsschriftsteller lernen könnte. Man merkt sofort: aus seiner Schrift redet eine langjährige Erfahrung und ein unbestechlicher Wille zum Wertvollen und Bleibenden. Auch er hat die Gedanken der deutschen Schulreformer reiflich überprüft und praktisch erprobt. Allein er kommt zu dem schlicht und leidenschaftslos vorgetragenen Schluß: „Das Ergebnis kann einen denkenden, verantwortungsbewußten Lehrer nicht befriedigen“ (S. 5).

Die sachliche Begründung dafür gibt er im Anschluß an Pestalozzi. Und er könnte sicher keinen besseren Gewährsmann ausfindig machen. Freilich: auch die „Schulreformer“ berufen sich auf ihn. Allein Frey zeigt mit Recht, daß sie es zum großen Teil mit Unrecht tun.

Da ist etwa der Grundsatz der Anschaulichkeit. Er ist allgemein anerkannt. Aber muß er unbedingt so plump mißverstanden werden, daß der Lehrer gezwungen ist, jedes Landschaftsbild (und womöglich auch noch das Schulgrundstück) in wochenlangem Bemühen erst am Sandkasten zu „erarbeiten“ — und dann bewegliche Klage darüber zu führen, daß er aus Zeitmangel nicht zum Lesen und Rechnen komme? Bedeutet nicht auch die Phantastie eine Anschauung vermittelnde Kraft? Und wird sie nicht durch das Uebermaß von Modellen und Abbildungen, durch die Inflation der Lehrausflüge und Gestaltungsübungen förmlich erstickt? Ist sie nicht in diesem allzu sehr auf das Greifbare eingesetzten Zeitalter geradezu zum Stiefkind der Schule geworden, während die „Schwiegermutter Weisheit“ die Methodik regiert (S. 8)?

Frey zitiert dazu Pestalozzi (S. 27/28), und er bemerkt: „An die heute in allen mittelmäßigen Köpfen spukende ewige Handgreiflichkeit des Anschauungsunterrichts hat er nie gedacht. Anschauungsunterricht war ihm, ganz gemäß seiner vertieften Auffassung des Begriffes der Anschauung, vor allem bildende Auswertung des Erlebnisses, so wie es in der Vorstellung des Kindes nachdauert“ (S. 28). Ganz vortrefflich!

Er geht aber noch einen Schritt weiter. Er weist (abermals gestützt auf Pestalozzi) darauf hin, daß das Kind in seinem außerschulischen Dasein durch freie und zwecklose Betätigung seiner Sinne, seines Denkens, seines Fühlens, seiner Arbeit, seines Erfindungsgeistes sich eine Fülle von Erkenntnissen erwerbe, die die Schule nicht noch einmal zu vermitteln, sondern die sie bei ihrem systematischen Unterricht voraussetzen habe, wenn sie nicht Langeweile und Unlust erwecken, dazu aber vor allem auch die kindliche Selbsttätigkeit unterbinden wolle. „Man hatte ein klares Gefühl dafür, daß die Schule zu stark vom Leben abgewichen und einem stumpfen Formalismus verfallen war. Und nun versuchte man ihr den frischen Impuls des Lebens wieder zu verschaffen, nicht indem man die Jugend dem Leben mehr zurückgab, sondern indem man das Leben künstlich in die Schule hineinzuverpflanzen suchte. Weite Gebiete des Lebens, die bisher freie Domäne der jugendlichen Unternehmungslust gewesen waren, wurden allmählich der Hoheit der Schule unterstellt. Das war gut gemeint, barg aber die große Gefahr in sich, daß das unmittelbare Erleben der Jugend im häuslichen Kreise, bei der ernstlichen Arbeit und im Umgang mit der Natur verkümmerte“ (S. 6).

Das sind wiederum gute Worte, deren Gewicht nicht verkannt werden sollte. Allein Frey ist vorsichtig. Er gibt den Reformern hier und da eine kleine Beruhigungspille. Und man lächelt fast, wenn man liest, wie er etwa den „unbestreitbaren Verdiensten“ des zu immer erschreckenderem Umfang ausgedehnten Handfertigkeitsunterrichts gerecht zu werden versucht. Aber er wagt doch auch hier eine kleine Rekerel: „Ein Junge, der dem Vater beim Pflügen, Säen und Eggen mithilft, ein Handwerkerlohn, der in der väterlichen Werkstatt handlangert, wird in viel tiefer wirkender Weise zur Arbeit und zum Verständnis ihres Sinnes erzo-gen, als es bei den üblichen Papp- und Hobelarbeiten in der Schule möglich ist“ (S. 44).

Ebenso äußert er gegen die „heute so viel gepflegte sklavische Nachbildung von Wandtafelkizzen“, die größten Bedenken. Und — Gott sei Dank! — wenigstens ein flüchtiger Seitenhieb fällt dabei doch auch für die manchmal wirklich nicht mehr zu rechtfertigende Plastikverschwendung ab: „Alles Gesagte gilt auch vom Modellieren, vorzuziehen natürlich die besonderen Anforderungen der körperlichen Art der Darstellung“ (S. 43), — worunter sich ja nun jeder vorstellen kann, wozu er Lust hat.

Und trotzdem gibt es selbst bei diesem vorur-

teilslosen Kopf noch Stellen, in denen er unverkennbar von den Schulreformern abhängig bleibt. Nicht zu seinem Vorteil, wie man zugestehen muß. Aber vielleicht handelt es sich dabei nur um eine Auslegungsfrage.

Er klagt da beispielsweise über die „heute bestehende weitgehende Zersplitterung“ (S. 32) und tritt für „Linie, Zusammenhang, Konzentration“ des Unterrichts ein (S. 18). Ja, er bringt sogar selber das durchgeführte Muster eines Gesamtunterrichts (S. 39 ff.), wie es auch ein hundertprozentiger Schulreformer nicht dogmatischer ausarbeiten könnte. Inbesseren ist das psychologisch richtig, ist es kindertümlisch, ist es zweckmäßig?

Selbstverständlich kann in der Unterstufe von einer ins einzelne gehenden Teilung der Fächer noch nicht die Rede sein. Dazu sind die Verbindungslinien von einem Fach zum andern hier ja viel zu kurz. Und selbstverständlich wird auch auf der Oberstufe noch darauf gesehen werden müssen, die Fächer immer wieder durch Querschnitte zueinander in Beziehung zu setzen. Aber ist es nicht einfach natürlich, ist es nicht sogar entwicklungs-mäßig notwendig, im Aufstieg des Unterrichts fortschreitend auch die Arbeitsteilung (als eine phylogenetische Errungenschaft, die auf ontogenetischem Boden nachzuzahlen ist) in Kraft treten zu lassen?

Ober kann man im Ernste meinen, der Gesamtunterricht sei grundsätzlich für das Kind leichter zu verfolgen? Ist es nicht vielmehr klar, daß wohl der Lehrer sich bewußt bleibt: Jetzt steht du bei Abteilung III, Unterabteilung 6, Abschnitt a, Ziffer Belta deines Plans, daß aber das Kind den Ueberblick über das Thema dabei schon längst verloren hat und auch die kunstvollen Ueber-gänge von einem Gebiet zum andern nicht entfernt zu würdigen imstande ist? Und empfiehlt es sich nicht darum, statt der Logik der äußerlich-zufälligen Gelegenheitsassoziationen lieber die immanente Logik des wissenschaftlichen Zusammenhanges walten zu lassen, das heißt jedoch, konkret gesprochen: an die Behandlung des Flusses die der Flußlandschaft (also etwas Geographisches) und an die Besprechung der kommunizierenden Gefäße etwa die der hydraulischen Presse (also etwas Physikalische) anzuschließen (und so fort-zufahren)? — Nicht nur der Alltag, sondern auch das Denken hat seine Gesetze. Und wenn das Kind die einen vorzugsweise durch seine Erfahrung außerhalb der Schule kennenlernt, so muß es in die andern eben durch den Lehrer eingeführt werden. Denn wie heißt es bei Pestalozzi? „Es ist recht, ein Kind lesen, schreiben, nachsprechen zu lassen; aber es ist noch wichtiger, ein Kind denken zu lehren“ (S. 28).

Das, wie gesagt, wäre ein kleiner Einwand, oder besser gesagt: der Nachweis einer bei dem Verfasser noch bestehenden vorläufigen Unfolgerichtigkeit. Inbesseren das Erfreuliche in seiner Schrift überwiegt bei weitem. Und deshalb sollte sie aufmerksam studiert und eingehend überdacht werden. Sie bedeutet inhaltlich um vieles mehr, als ihr geringer Umfang vermuten läßt. u.

Schweiz

Fremde Flieger über der Schweiz. Amlich wird mitgeteilt: In der Nacht auf Samstag wurde zwischen 22.07 Uhr und 23.35 Uhr der schweizerische Luftraum erneut durch Flugzeuge, deren Nationalität nicht festgestellt werden konnte, verletzt. Es handelt sich um zwei bis drei Flieger, die von Süden her, über den Genfersee kommend, in nördlicher Richtung über Lausanne, Estavayer, Saint Aubin (Kanton Neuchâtel), bis gegen Murten flogen) dann nach Süden abdrehten und über Montreux und Yveroy die Schweiz in der Gegend der Cornettes de Bise in südwestlicher Richtung verließen. Alarm wurde in Bern, Fryburg, Genf, Lausanne, Sion und Sierre gegeben.

Flabgeschosse im Thurgau. Außer in und bei Eggenhof ging in der Nacht auf Freitag ein deutsches Fliegerabwehrgeschöß auch zwischen Schöcherswil und Hilschlacht in einer Wiese nieder. Es explodierte jedoch, nach den Aussagen eines Knaben, der etwa 150 Meter von der Einschlagstelle entfernt das Vieh hütete, erst am Freitag-morgen. Schaden entstand keiner. Ein weiterer Geschößeneinschlag wird aus dem Rehlhof in der Gemeinde Egnach gemeldet, wo ein Baum enturzelt wurde.

Aus der Stickerei-Industrie

Bewegung in der ostschweizerischen Monogramm- und Tüchstickerei. Wie man hört, werden von der zuständigen Gewerkschaft (der größte Teil der Monogramm- und Tüchstickerei ist organisiert) Verhandlungen angestrebt, um die Exporteure zu veranlassen, eine längst fällige gewordene Stich-preiserhöhung von 15 Promille zu bewilligen.

Wir erfahren, daß diese Herren Exporteure persönliche Verhandlungen mit den Arbeitervertretern zwar abgelehnt (!) hätten, sich aber „gnädig“ bereit erklärten, 7/2 Promille Zuschlag zu gewähren. Mit der Begründung: Ausfuhrschwierigkeiten — sicher ein gutgewähltes Wort — versuchen sie, den kleinen Stickler (der bis heute noch keine Teuerungszulage kennt!) um diese sicher bescheidene Stichpreiserhöhung zu prellen — das alte Lied. . . Wer aber die Lohnverhältnisse dieser Stickler kennt (85 Rappen Stundenlohn), dem treibt diese, gelinde gesagt, unverständliche und vielleicht sogar sehr, sehr unvorsichtige Einstellung gewisser kapitalistischer Kreise, einfach die Schamröte ins Gesicht.

Wir hörten auch, daß die Gewerkschaft nicht nachgeben wird, jedoch im Hinblick auf die momentanen Ausfuhrschwierigkeiten zu einer Konzession bereit ist. Der Gegenvorschlag der Gewerkschaft lautet auf 10 Promille Uebergangsstichpreis-Erhö-hung. Der Entscheid wird demnächst fallen. Aber eben,

die Herren wünschen keine persönliche Verhandlung mit der Arbeitervertretung. Das ist bedauerlich. Es mag wohl für manche Kreise bemühend sein, die ungeschminkte Sprache, die der von der Not seines Alltags gehegte Mann spricht, vernehmen zu müssen. — Eines ist gewiß: Sollten diese bescheidenen 10 Promille Stichpreiserhöhung abgeschlagen werden, dann wird es hart auf hart gehen! Auch in bezug auf die bevorstehenden Nationalratswahlen. dgs.

Gewerkschaftliches

Lohnkonflikt im Albiswerk Zürich. O. P. Die Belegschaft des großen elektrotechnischen Betriebes Albiswerk A. G. in Zürich stand seit Monaten in Unterhandlungen mit der Betriebsleitung zwecks Anpassung der Löhne an die gesteigerten Lebenshaltungskosten. Die Direktion nahm sich sechs Wochen Zeit, bis sie überhaupt auf Verhandlungen eintrat. Die Verhandlungen führten zu keinem Ergebnis, dagegen versuchte die Direktion, die Geschlossenheit der Belegschaft zu sprengen, was aber gründlich mißlang. Inzwischen wurde vom kantonalen Einigungsamt ein Kompromißvorschlag vorbereitet, zu dem eine stark besuchte Belegschaftsversammlung Stellung nahm. Dem Vorschlag nach sollen die Akkord- und Grundlöhne, ausschließlich der Teuerungszulagen, um 6 Prozent für Arbeiter und 5 Prozent für Arbeiterinnen erhöht werden. Die Betriebsversammlung beschloß Zustimmung zum Einigungsvorschlag. Einmütig und ohne Enthaltungen beschloß ferner die Versammlung, in den Streik für ihre vollen Forderungen zu treten, sofern die Firma den Einigungsvorschlag ablehnen sollte. Der Schweiz. Metall- und Uhrenarbeiterverband unterstützt die Forderungen der Belegschaft in vollem Umfang.

Arbeiter, treu für die „Volksstimme“!

Handelsschule des Kaufmänn. Vereins ST. GALLEN (Kaufmännische Fortbildungsschule) Merkurstraße 1 Beginn des Winter-Semesters 1943/44 Dienstag, den 19. Oktober Aufnahme finden: a) Lehrlinge und Lehrtöchter, welche mindestens 15 Jahre alt sind und eine dreikursige Sekundarschule absolviert haben. b) Vereinsmitglieder (männliche und weibliche). c) Andere Handelsbessene beider Geschlechter. Bedingungen: a) Für den dem Lehrlingsgesetz unterstellten Pflichtschüler ist ein Meisterbetrag mit Genehmigung des Erziehungsdepartementes vom 14. Januar 1939 wie folgt festgesetzt worden: für kaufmännische Lehrlinge und Lehrtöchter sowie für die Drogistenlehrlinge per Semester Fr. 48.— Die Erhebung dieses Meisterbeitrages erfolgt durch Einkassierung von Fr. 3.— (Einschreibegeld beim Bezug der Anmeldekarte); Rechnungstellung an den Lehrherrn für den Restbetrag durch die Handelsschule semesterweise. Durch die Entrichtung dieses Beitrages ist der Besuch von 8 Wochenstunden bezahlt. Lehrlinge, die über die 8 Wochenstunden hinaus Fächer belegen wollen, haben dafür an der Einschreibung pro weiteres Fach noch Fr. 6.— zu entrichten (Maschinenschreiben Fr. 8.—, resp. Fr. 15.—). b) Für freiwillige Schulbesucher: Fr. 3.— Einschreibegeld, über 19 Jahre alt Fr. 10.—; Fr. 12.— Kursgeld pro Fach und Semester (Maschinenschreiben Fr. 15.—, zweistündig und Fr. 25.— vierstündig); Mitglieder der den Kantonalverbänden kaufm. Vereine St. Gallen-Appenzell und Thurgau angeschlossenen Sektionen bezahlen das halbe Kursgeld. (Ausweis erforderlich). Für Spezialkurse (höhere Angestellten-Kurse usw.) werden die Kursgelder von Fall zu Fall festgesetzt. Bezug von Anmeldekarten, Stundenplan usw. von 9—12 und 14—17 Uhr im Zimmer Nr. 9. I. Stock, gegen eine à-conto-Zahlung von Fr. 3.—; Freitag, den 15. Oktober, für Lehrlinge Lehrtöchter vormittags, für alle übrigen nachmittags. Einteilung zu den auf der Anmeldekarte angegebenen Zeiten. Dispensationsgesuche sind schriftlich und mit Ausweisen versehen vor dem 17. Oktober dem Rektorat einzureichen. Auskunft in Handelsschulangelegenheiten durch Rektorat, Präsidium oder Schulsekretariat im Vereinsgebäude. 7890 St. Gallen, im Oktober 1943. Das Schulsekretariat.

Sargans Vieh- und Warenmarkt

Freitag, den 15. Oktober 1943 Zur öffentl. Beachtung! Tiere mit tierärztlichem Attest über Tuberkulosefreiheit sind an besondere Latzen mit weißgestrichenen Wädhlen und Tafeln anzubinden. 7861 Der Gemeinderat.

Kanton Appenzell A. Rh.

Aktion zur Abgabe v. verbilligt. Frischgemüse Siftierung Mangels Lieferbarkeit von Frischgemüse ist die vom eidgenössischen Kriegsvorparlament gemäß Verfügung vom 27. August vorgesehene Aktion als sifftiert zu be- trachten. 7884 Herisau, den 8. Oktober 1943. Kantonskanzlei von Appenzell A. Rh.

Aus der Genossenschaftsbewegung

Die Patenschaft Coop nimmt sieben neue Berggemeinden auf. Der Verwaltungsrat der Patenschaft Coop, der genossenschaftlichen Hilfsinstitution vor allem für bedrängte Berggemeinden, hat die Oberwalliser Gemeinden Biel, Martinsberg, Betten, Goppisberg, Ried und Eggersberg sowie die Neuenburger Gemeinde Montalchez in spezielle Betreuung übernommen. Als Hilfsmaßnahmen sind u. a. die finanzielle Mithilfe bei der Errichtung von Anlagen für Trinkwasser, eines Feuerwehrréservoirs, eines Weges zur Erschließung eines holzreichen Waldes, eines Gemeindealles auf der Alp, die Einführung von Heimarbeit und Förderung der landwirtschaftlichen, handwerklichen und hauswirtschaftlichen Ausbildung vorgesehen. Mit den Gemeinden in den Kantonen Bern, Graubünden und Uri leistet die Patenschaft Coop jetzt in elf bedrängten Berggemeinden Hilfe.

Redaktion: Franz Schmidt.

Verfassungs-Anzeiger

Sozialdemokratische Partei St. Gallen Ost Freitag, den 15. Oktober, 20 Uhr, Hotel „Bahnhof“, St. Fiden: Lichtbildervortrag von Genosse Ernst Hauser, Stadtrat, über: „Wie kann der Wohnungsnot am besten gesteuert werden?“ Die Wohnungsnot wird je länger je größer. Es liegt darum im Interesse eines jeden Bürgers, für Abhilfe zu sorgen. Arbeitsgelegenheiten schaffen! dafür interessieren sich alle Bauarbeiter, Gewerkschafter und Gewerbetreibende. Besser wohnen! Gesunder und behaglicher wohnen, das interessiert jede Hausfrau. Jeder Genosse, jeder Gewerkschafter wird diesen Abend dem angeklüglichten Vortrag referieren. Es ist für die verantwortlichen Behörden leichter, Arbeit zu schaffen, wenn sie sehen, daß im ganzen Volk dieser Frage großes Interesse entgegengebracht wird. Der Vorstand.

Rapperswil und Zona

Subventionierung von Notstandsarbeiten

Die in den Wintermonaten der vergangenen Jahre in die Wege geleitete Umbau-, Reparatur- und Renovationsaktion an bestehenden Gebäuden gelangt auch im Winter pro 1943/44 zur Durchführung.

Demgemäß leisten Bund, Kanton und Gemeinde an folgende Arten von Notstandsarbeiten Beiträge:

- a) Umbau-, Reparatur- und Renovationsarbeiten an Gebäuden öffentlich-rechtlicher und gemeinnütziger Körperchaften. Umbau-, Reparatur- und Renovationsarbeiten an Gebäuden privatwirtschaftlicher Betriebe, Erneuerung von Hotels, Spitalen, Sanatorien, Erziehungs-instituten, Gemeindefestanlagen in Kurorten und Bädern. b) Umbau-, Reparatur- und Renovationsarbeiten an privaten Gebäuden. c) Motorfahrzeug-Reparaturen. d) Sonderaktionen für technische und kaufmännische Angestellte, sowie für Angehörige der freien Berufe.

Die Aktion wird auf die Zeit vom 15. Oktober 1943 bis 30. April 1944 beschränkt, mit Ausnahme der:

- a) Instandstellungsarbeiten der Saison-Hotellerie und b) der Stallsanierungen, für welche die Zeitpanne vom 1. Oktober 1943 bis Ende Mai 1944 ansgebeht wird.

Der Endtermin zur Einreichung von Subventionsgesuchen wird auf Mitte März 1944 festgesetzt.

Bauvorhaben, deren Inangriffnahme vor der Beitragszu-sicherung des Kantons bezw. Bundes erfolgt, haben keinen An-spruch auf Subvention.

Mit der Anmeldung eines jeden Bauvorhabens ist im Ver-hältnis der Bauausgaben eine Gebühr gemäß speziellem Tarif zu entrichten.

Für die obernährten Arbeitsbeschaffungskategorien gelan-gen folgende Subventionsansätze zur Anwendung:

Das Kreisreiben des kant. Baudepartementes mit den Detailbedingungen liegt zur Einsichtnahme bei den Gemein-de-tatskanzleien Rapperswil und Zona auf, wo auch die Anmel-dungen einzureichen und die einschlägigen Formulare zu bezie-hen sind.

Rapperswil und Zona, den 8. Oktober 1943.

Die Gemeinderäte.

Stadt St. Gallen

Mit Beschluß vom 17. September 1943 hat der Stadtrat der Stadt St. Gallen den Entwurf zu einem Ueberbauungsplan für Gebiet auf der Südwestseite der Lukasstraße

(Bestimmung als Industriegebiet) 7640

gutgeheißen. Der Plan liegt während 14 Tagen, das heißt bis zum 15. Oktober 1943, im Planauflegerzimmer der Bauverwal-tung (Amtshaus, 3. Stock, Zimmer Nr. 85) öffentlich auf.

Einsprachen gegen diesen Plan sind innert der Plan-auflegerfrist dem Vorstand der Bauverwaltung zuhanden des Stadtrates einzureichen.

St. Gallen, den 1. Oktober 1943.

Die Bauverwaltung.

Militärische Befanntmachung

Infolge der neuen Gebäudenumerierung werden alle in der Gemeinde Herisau wohnhaften Schweizerbürger (Niedergelassene und Aufenthaltler) der Jahrgänge 1891 bis und mit 1925 aufgefordert, ihre Dienstbüchlein bis spätestens 31. Oktober 1943 im Büro des Sektions-chefs vorzuweisen.

Diese Aufforderung gilt auch für die Jahrgänge 1890 und ältere, sofern sie noch irgendeine militärisch ein-geteilt sind (Hilfsdienst, Luftschutz, Ortswehr usw.), ebenso für diejenigen, welche dem Frauenhilfsdienst zugeteilt sind.

Die im Dienst stehenden Wehrmänner haben das Dienstbüchlein bei der ersten Gelegenheit vorzuweisen. Es ist nicht absolut notwendig, daß der Meldepflichtige persönlich erscheint. Die Einfindung der Dienst-büchlein ist hingegen nicht erwünscht. 7835

Wir machen noch speziell darauf aufmerksam, daß Adreänderungen, auch innerhalb der Gemeinde, innert 8 Tagen zu melden sind.

Nichtbefolgung dieses Befehls ist strafbar. Das Büro ist geöffnet von 7.30 bis 11.30 und 14.00 bis 17.30 Uhr. Am Samstag nur vormittags.

Herisau, den 8. Oktober 1943.

Reisekommando 34a: E. Kopp.